

K. A. LINDE

the
Wren
in the
Holly
Library

DER KUSS DES
ZAUNKÖNIGS

K. A. LINDE

the
Wren
in the
Holly
Library

DER KUSS DES
ZAUNKÖNIGS

Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Sigrun Zühlke

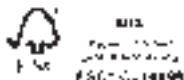
HEYNE <

Die amerikanische Originalausgabe erscheint unter dem Titel

THE WREN IN THE HOLLY LIBRARY

bei Red Tower Books, einem Imprint
von Entangled Publishing LLC, Shrewsbury, PA.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 05/2025

Redaktion: Uta Dahnke

Copyright © 2024 by K. A. Linde

Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT GbR, München,
unter Verwendung des Originalentwurfs von Bree Archer

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27528-7

www.heyne.de

*Für die Mädchen, die sich erst in die Bibliothek
und dann in das Biest verliebt haben.*

TRIGGERWARNUNG

The Wren in the Holly Library ist eine Geschichte von Monstern, Geheimnissen und romantischer Liebe. Die Geschichte enthält jedoch Elemente, die möglicherweise nicht für alle Leser*innen geeignet sind. Kämpfe, Gewalt, Sex, Drogen- und Alkoholkonsum, Sexarbeit und Bandengewalt werden dargestellt. Missbrauch, Völkermord und Kolonialisierung werden angesprochen. Leser*innen, die empfindlich auf diese Themen reagieren, sollten dies beachten.

Also schenkt euch eine Tasse Tee ein und kommt mit mir in die Stechpalmenbibliothek ...

VORWORT

Es regnete an meinem Lieblingstag in Irland.

Das sollte niemanden überraschen. Mich hat es nicht überrascht.

In einen lilafarbenen Regenmantel eingepackt, ging ich neben meiner Mutter über graues Kopfsteinpflaster vom Glockenturm einer Kirche zu einem Schloss voller Vergoldungen und dann zu der alten Bibliothek einer Schule. Wir waren nach Dublin gereist, um unsere irischen Wurzeln zu suchen, und die erste Station der Reise war eine Signierstunde in Paris. Schon bald machte ich mir an jedem neuen Ort, den wir besuchten, wilde Notizen auf meinem Handy.

Notizen, die der Anfang dieses Buches werden sollten.

Über das Herz von Laurence O'Toole, das in einem verschlossenen Metallkäfig aufbewahrt und aus der Christ Church Cathedral gestohlen wurde. Über die hoch aufragende Bibliothek des Trinity College, die ein Buch beherbergte, das so alt war, dass es hinter Glas aufbewahrt wurde. Über irische Feenbäume, die so heilig waren, dass man Straßen um sie herum bauen musste.

Es begann mit einem Dieb, einer Bibliothek und Monstern, die nach alten Schätzen suchten.

Aber damit war es noch nicht zu Ende.

Als ich nach Hause kam, verschlang ich Mythen, Legenden und Märchen in rasender Geschwindigkeit. Ich tauchte in ein

Reich der Magie ein, in dem Druiden und Druidinnen unter uns wandelten, der Wechsel der Jahreszeiten von Urwesen kontrolliert wurde und mythische Waffen im Kampf verwendet wurden.

Als ich durch die Straßen von New York City wanderte, wusste ich, dass ich diese Magie in eine neue Art von Geschichte einfließen lassen wollte, die ich nach diesen Mythen formen wollte.

In der die Bibliothek immer geöffnet ist.

Und Dunkelheit hinter jeder Ecke lauert.

Also, lass dich in einen weich gepolsterten Sessel sinken und mach es dir gemütlich. Lass die schwarze Katze neben dir leise schnurren. Da sind Hunderte von Büchern, Tausende von Büchern, mehr, als du jemals lesen könntest. Grüner Efeu wächst im schummrigen Licht.

Nun lass mich eine Geschichte für dich erfinden – von Monstern und Magie und kleinen Dieben.

ERSTER THEIL

DIE
STECHPALMEN-
BIBLIOTHEK



1

Jetzt oder nie.

Kierse hielt sich gebückt im Schatten und presste sich eng an die Mauer.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand das größte Stadthaus mit echter Sandsteinfassade, das sie je in der Upper West Side gesehen hatte. Jedes Detail sah so viktorianisch aus wie nur was, von den geschwungenen schmiedeeisernen Geländern bis zu den Stechpalmensträuchern, die den Zufahrtsweg säumten und deren Zweige bis zu den Balkonen in den oberen Stockwerken emporreichten. Sogar der aufwendige Türklopfer und die messingfarbenen Wandleuchten wirkten echt.

Kierse hielt den Atem an und huschte durch den braunen Schneematsch, der die Straßen von New York City verschmutzte. Von oben fiel pudrig frischer Schnee und verwischte ihre Fußspuren. Sie blickte durch das Fenster im Erdgeschoss in ein geräumiges Arbeitszimmer. Nichts Ungewöhnliches war zu sehen – alles so ordentlich, als handelte es sich um eine Theaterkulisse. Unter dem Türspalt schien ein wenig Licht hindurch.

Ihr Job war simpel: einen Diamantring stehlen, bezahlt werden.

»Bitte versuch wenigstens, vorsichtig zu sein«, sagte Ethans Stimme in ihrem Ohrhörer, der mit dem Funkgerät an ihrer Hüfte verbunden war. Ein Mobiltelefon wäre besser gewesen, aber das hatte sie sich noch nie leisten können.

Ein Lächeln huschte über Kierses Gesicht. »Ich bin doch immer vorsichtig.«

»Seit wann?«

Noch nie. Sie warf einen Blick zu Ethan hinauf, der auf einem benachbarten Dach postiert war und sie durch ein Fernglas beobachtete. Sie tippte sich zum Gruß mit zwei Fingern an die Schläfe und machte sich an die Arbeit, zog ihre Werkzeuge heraus, löste die Verriegelung und schob das Fenster lautlos nach oben. Bei einem ihrer ersten Besuche hier hatte sie festgestellt, dass es keinerlei Sicherheitsvorkehrungen gab. Sie konnte es immer noch nicht fassen, dass auch jetzt keine Alarmanlage losging und nirgendwo Stolperdrähte gespannt waren. Sie sah sich kurz um, dann schlüpfte sie in das Arbeitszimmer und schloss das Fenster hinter sich.

Das war der Teil, den sie bereits geplant hatte, während sie den Grundriss des Hauses wieder und wieder durchgegangen war. Sie war gut vorbereitet, aber sie war auch schon in genügend Häuser eingebrochen, um zu wissen, dass nichts jemals genau nach Plan lief. Ihr Auftraggeber, Gregory Amberdash, hatte ihr alle Informationen geliefert, die er zur Verfügung hatte, was zugegebenermaßen nicht viel war. Der Ring lag in einem Safe in der Bibliothek, was ein ungewöhnlicher Ort war. Aber was wusste sie schon darüber, wie reiche Leute tickten? Dieser Typ hier hatte nicht mal eine Alarmanlage. Eine Bibliothek schien ihm wahrscheinlich perfekt dazu geeignet, einen Ring mit einem Diamanten von der Größe eines Rotkehlcheneis aufzubewahren.

Kierse war auf alle erdenklichen Schwierigkeiten gefasst, aber alles war, wie es sein sollte. Sie ging um einen Mahagonitisch mit einer schwarzen Glattledereinlage herum, auf dem eine Messinglampe stand, und zwischen zwei einander gegenüberstehenden Sofas hindurch zu der stummen Standuhr, die anzeigte, dass es fast Mitternacht war. Dann holte sie tief Luft, öffnete vorsichtig die Tür und lugte in den Flur hinaus, der von einzel-

nen Wandleuchten sanft erhellt wurde. Sie versuchte, alles mit einem Blick in sich aufzunehmen – den Salon gegenüber, in den sie nur durchs Fernglas gesehen hatte, den großen Treppenaufgang zu ihrer Rechten, die auf Hochglanz gebohnerten Hartholzböden, die ganze üppige, stinkreiche Einrichtung. Auf leisen Sohlen huschte sie den Flur entlang zur Haustür und schloss sie auf.

Die wichtigste Regel beim Klauen: sich immer einen Ausweg offen halten.

»So weit, so gut«, flüsterte sie Ethan zu.

»Monster?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf, obwohl sie wusste, dass er sie nicht sehen konnte. »Bis jetzt nicht.«

Ethans Nachforschungen über den Eigentümer des Hauses waren fruchtlos geblieben. John Smith war offensichtlich ein falscher Name und mit einem Geschäft verbunden, das nicht existierte. Zwei treue Bedienstete kamen täglich ins Haus, doch dessen Bewohner hatten sie nicht ein einziges Mal gesichtet. In ihrem Job deutete das entweder auf einen wohlhabenden Menschen hin, der nicht zu Hause war, oder auf ein Monster.

Im Haus eines Monsters aufgegriffen zu werden, könnte ihr *ernsthafte* Probleme bereiten: Sie hätte damit gegen das Monsterabkommen verstoßen, und die Folgen dieses Verstoßes waren in der Regel lebensbedrohlich. Was bedeutete, dass sie sich nicht erwischen lassen durfte. Sie drückte sich selbst die Daumen, dass es ein aushäusiger Millionär war.

»Halt mich auf dem Laufenden«, sagte Ethan. »Gen bringt mich um, wenn dir was passiert.«

»Gen weiß, wie gut ich bin.«

Mit einem Lächeln auf den Lippen, dem eigenen Herzschlag in den Ohren und Adrenalin, das durch ihre Adern schoss, schlich sie durch das leere Haus. Sie sollte nicht lächeln. Wie oft hatte sie das schon gehört. Es sollte ihr keinen Spaß ma-

chen, das Schleichen, das Klauen und vor allem das Davonkommen.

Ihr verschlagenes Lächeln wurde breiter, als sie die Treppe hinaufhuschte und vor einer gigantischen Flügeltür aus Holz stehen blieb. Darüber hing ein bronzenes Schild, auf dem stand: STECHPALMENBIBLIOTHEK. Verschlungene Schnörkel waren in den Türrahmen geschnitzt. Sie konnte Stechpalmenzweige und -beeren ausmachen, und während sie das Muster betrachtete, schien es vor ihren Augen lebendig zu werden. Es fühlte sich irgendwie vertraut an, wie eine Sprache, die irgendwo in ihrem Hinterkopf an einer Erinnerung zupfte, obwohl sie noch nie im Leben dergleichen gesehen hatte. Sie schüttelte den Kopf, rief sich zur Ordnung und griff nach dem kalten Eisenknäuf. Zu ihrer Überraschung ließ er sich widerstandslos drehen. Es war nicht mal abgeschlossen.

Kierse verdrehte die Augen. Keine Alarmanlage. Keine Schlösser. Was noch? War der Schmuck am Ende einfach in Vitrinen ausgestellt?

Wie auch immer. Sie zog die Tür gerade weit genug auf, um hindurchschlüpfen, und riss staunend die Augen auf.

Das Schild über der Tür ergab auf einmal richtig Sinn. Stechpalmen wuchsen an den Regalen empor und bedeckten die obersten Böden der größten privaten Bibliothek, die sie je gesehen hatte. Die wahre Schönheit dessen, was sie erblickte, waren die Hunderte von Regalfächern, die sich vor ihren Augen erstreckten, in denen sich Buch an Buch reihte, von alten ledergebundenen Bänden bis hin zu brandneuen Hardcovern in makellosen Schutzumschlägen. Eigentlich sollten die Stechpalmenzweige eine Gefahr für diese ganzen Bücher darstellen, doch keines von ihnen wirkte irgendwie davon berührt. Alles machte einen extrem gut gepflegten Eindruck.

Am liebsten hätte sie gleich ein paar Bücher aus den Regalen gezogen und aufgeschlagen, nur um daran zu schnuppern,

hätte diese perfekten Buchrücken gebrochen, um den Inhalt zu verschlingen. Sie sehnte sich danach, andere Welten zu atmen und in ihnen zu leben. Sehnte sich nach etwas anderem, egal was, was sich von ihrer schrecklichen Realität unterschied. Man hätte ein ganzes Leben in dieser Bibliothek verbringen können, ohne jemals alle Bücher zu lesen. Doch dafür war jetzt keine Zeit. Sie hatte nur ein paar Minuten, um den Diamantring zu finden und sich aus dem Staub zu machen.

Kierses Blick konzentrierte sich auf das große, von Bücherregalen gerahmte Fenster am anderen Ende des Saales. Sie ging an einer gemütlichen Sitzecke mit einer Couch, Tisch und zwei Sesseln vorbei, trat an das Fenster und löste den Riegel. Fluchtwege waren immer das Wichtigste.

»Bin drin«, sagte sie Ethan. »Irgendwas draußen?«

»Alles klar. Beeil dich.«

Sie verdrehte die Augen. Ethan hatte gut reden, so gemütlich da draußen sitzend. Sie machte sich auf die Suche nach dem Safe. Amberdash hatte behauptet, er befände sich irgendwo auf der linken Seite, in einem Bücherregal versteckt. Erst jetzt wurde ihr klar, wie ungenau eine solche Beschreibung bei einem Saal von dieser Größe war. Kierse ging an den Regalen entlang, lugte in Ecken, schob Stechpalmenzweige beiseite, während sie Ausschau nach einem möglichen Versteck hielt. Gerade als sie anfang, die Geduld zu verlieren, entdeckte sie eine harmlos aussehende Kassette hinter einem Zweig, etwa auf Augenhöhe.

»Was soll das denn?«, flüsterte sie in die Stille.

Es war ein schlichter Safe mit einem winzigen Schlüsselloch. Nur ein schlichter Schließzylinder mit zwei Sperrstiften. Eine feuerfeste Kassette, wie sie in jedem Haushalt für die Aufbewahrung von wichtigen Unterlagen stehen könnte. Das war zu einfach. Beinahe schon eine Beleidigung. Es musste irgendein Trick dabei sein. Wer bewahrte denn einen riesigen Diamant-

ring in einer Stahlkassette auf, deren Schloss jedes Kind knacken konnte?

Plötzlich durchströmte sie eine eisige Kälte, als hätte jemand Eiswasser in ihre Adern gegossen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie hatte schon einige Jobs vermasselt, aber das Kribbeln, das ihr jetzt die Nackenhaare zu Berge stehen ließ, war nicht normal. Sie berührte den silbernen Zaunkönig, den sie an einem schwarzen Seidenband um den Hals trug, um das Gefühl abzuschütteln. Unterm Strich spielte es keine Rolle, warum das hier so einfach war.

Sie zog ihr Werkzeug aus der Tasche und tippte vorsichtig mit dem Spannungsprüfer gegen die Kassette. Einmal hatte sie versucht, einen Safe aufzubrechen, der unter Strom stand. Kein angenehmes Gefühl. Aber dieses Mal geschah nichts. Es gab nicht mal ein Knistern.

Kurz stahlte sie ihre Nerven, bevor sie eines ihrer Werkzeuge in das Schloss einführte und die beiden Schließstifte bewegte, bis sich die Kassette öffnete. Das hatte sie schon mit sieben Jahren gekonnt, es war nur eine Frage von Sekunden gewesen, das Schloss zu knacken. Der Deckel sprang lautlos auf und enthüllte den Inhalt der Kassette: ein Stapel gefalteter Papiere, eine alte Münze mit seltsamer Prägung, ein Brocken schwarzes Metall, etwas, das aussah wie ein menschlicher Fingernagel, und der klotzige Diamantring.

Nun, immerhin hatte Amberdash nicht gelogen. Da lag er. Kierse steckte den Ring ein und starrte kurz auf den restlichen Inhalt. Was für eine bizarre Mischung. Dann klappte sie den Deckel wieder zu, schloss die Kassette ab, stellte sie sorgfältig an ihren Platz zurück und schob den Zweig der Stechpalme wieder davor. Es fröstelte sie. Diese Bibliothek machte sie ganz kribbelig. Irgendetwas stimmte hier nicht, und sie konnte nicht ausmachen, was es war.

»Sieh an, sieh an«, sagte eine kalte, dunkle Stimme hinter ihr.
»Was haben wir denn hier?«

Sie erstarrte, ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. *Scheiße*. Sie hatte sich getäuscht. Es war doch jemand zu Hause.

Jetzt war sie nichts als Beute in der Falle eines Jägers. Sie hörte es am Klang seiner Stimme, diese sorgfältige, präzise Aussprache ging ihr durch und durch. Er hatte einen leichten britischen Akzent. Seidenglatt und absolut gefühllos, nur reine, ungehemmte Männlichkeit. Macht lauerte dunkel und hungrig in jeder Silbe.

Panik erfasste ihre Brust, in der normalerweise kühle, ruhige Berechnung residierte. Sie musste sich zusammenreißen und auf ihre sorgfältig geschulten Instinkte vertrauen. Sonst war sie tot. Es gab keine Alternative.

Er machte einen Schritt in das schwache Licht, das durch die Fenster hereinfiel. Sein Körper zeichnete sich vor den geschlossenen Türen der Bibliothek ab. Sein bleiches Gesicht war scharf geschnitten, harte Kanten, dunkle Schatten, hohe Wangenknochen wie aus Marmor, während seine Augen nichts verrieten. Sein Haar war pechschwarz, so dunkel, dass es beinahe mit dem Hintergrund verschmolz.

Kierse nahm einen langen, tiefen Atemzug und verlagerte ihr Gewicht auf die Fußballen. Sie war näher am Fenster als er, und dafür dankte sie jedem Gott, der bereit war, ihr zuzuhören. Sie konnte es vor ihm dorthin schaffen. Dies war der Moment, die zweitwichtigste Regel des Klauens anzuwenden: Renn!

Sie schoss durch die Bibliothek. War das Fenster eben noch kaum ein Dutzend langer Schritte entfernt, schien es jetzt unendlich weit weg zu sein. Doch als das Adrenalin ihre Muskeln erreichte und das Blut schneller und schneller durch ihre Adern strömte, verlangsamte sich alles zu einem scharfen, klaren Bild wie in Zeitlupe. Sie war immer noch schnell, so blitzschnell, wie es nur nach regelmäßigem, stundenlangem Training möglich war, aber das hier war noch etwas anderes. Etwas,

das Ethan immer zu einem unfairen Vorteil erklärte, wenn sie miteinander trainierten. Es half ihr aus den meisten Situationen heraus.

Kierse konzentrierte sich auf das Fenster, das sie entriegelt hatte. Ihre behandschuhten Finger legten sich um den unteren Rahmen, dann riss sie ihn hoch. Die wohlgeölten Schienen gaben keinen Laut von sich. Mit wachsendem Schrecken sah sie nach unten auf den zwei Stockwerke tiefer liegenden Asphalt. Sie hatte schon Schlimmeres getan, aber ein Spaß war das nicht.

Als sie aufs Fensterbrett kletterte, biss sie die Zähne zusammen. Die Höhe war schwindelerregend. Sie erinnerte sich an die Trainingseinheiten mit ihrem früheren Mentor, der versucht hatte, ihre irrationale Höhenangst zu brechen. Höhenangst machte sich nicht gut bei einer Meisterdiebin.

Jason hatte sie auf jeden Wolkenkratzer der Stadt geschickt.

Er hatte sie von Dächern springen lassen.

Er hatte sie von Dächern gestoßen.

Es war nicht das Schlimmste, was er ihr angetan hatte, aber die Erinnerung brachte die alten Gefühle rechtschaffenen Zorns zurück.

In diesem Moment jedoch, und nur in diesem Moment, war sie ihm dankbar dafür, dass dieser Abgrund sie nicht vollständig lähmte, und ließ los.

Sie sprang, flog einen Augenblick schwerelos durch die Luft und wappnete sich für die Landung. Es würde verdammt schmerzhaft sein, auf dem Asphalt abzurollen. Erst letztes Jahr hatte sie sich bei so einer Aktion das Knie verdreht und war wochenlang herumgehumpelt. Einen solchen Fehler durfte sie sich heute nicht erlauben.

Sie war gerade am Fensterbrett vorbeigesaust, die Schwerkraft riss sie heftig und schnell nach unten, als von oben eine Hand nach ihrem Arm griff und sie wieder in die Höhe schleu-

derte. Sie hörte, wie ihre Schulter ausgekugelt wurde, und schrie vor Schmerz. Normalerweise war sie stolz darauf, sich nichts anmerken zu lassen, aber das hier war ohne jede Vorwarnung geschehen. Vollkommen unerwartet. Niemand, kein Mensch jedenfalls, konnte sich so schnell bewegen, wie er es getan haben musste. Es war schlichtweg nicht möglich.

Sie baumelte hilflos in seinem Griff und biss die Zähne gegen den Schmerz zusammen, dann wurde sie zu ihrem großen Verdross durch das Fenster zurückgerissen. Noch schlimmer war, dass er nur *einen* Arm brauchte, um sie hochzuhalten. Nachdem er sie über die Fensterbank geschleift hatte, schleuderte er sie quer durch den Raum. Sie prallte auf, überschlug sich und rutschte über den Boden. Der Ohrhörer wurde ihr aus dem Ohr gerissen, das Funkgerät zerschellte unter ihrer Hüfte und verschwand irgendwo in den Tiefen der Bibliothek – so viel zum Thema Ethan anfunken, wenn sie in Schwierigkeiten geriet –, bevor sie schmerzhaft mit dem Gesicht zuerst von hinten gegen die Couch knallte, die zu der Sitzecke in der Mitte des Raumes gehörte. Der Aufprall war so heftig, dass sie Sterne sah. Sie unterdrückte ein Stöhnen. Ihr dunkles Haar hatte sich aus dem Zopf gelöst und fiel ihr ins Gesicht. Sie schüttelte den Kopf, um freie Sicht zu bekommen, musste jedoch vor Schmerz die Augen zukneifen.

Scheiße. Das hätte nicht passieren dürfen. Es war alles so schnell schiefgegangen, dass sie erst jetzt begriff, was ihr Körper dank jeder Beule und jeder Schürfwunde bereits wusste.

Solche Stärke. Solche Brutalität.

In ihrer Welt konnte das nur eines bedeuten, etwas Schreckliches: ein Monster.

Von wegen einfacher Job. Nicht mal annähernd.

Manchmal war es immer noch unbegreiflich, in einer Welt voller Monster zu leben. Als sie noch ein kleines Kind war und in den Straßen Süd-Manhattans lebte, hatte es Monster nur

in gruseligen Gutenachtgeschichten gegeben. Menschen waren schon schrecklich genug gewesen.

Jetzt waren alle diese Geschichten wahr.

Vor dreizehn Jahren waren sie ans Licht gekommen, so schnell, wütend und brutal, wie die Geschichten es geschildert hatten. Monster und Menschen waren aufeinandergetroffen, so blutig, wie man es sich nur vorstellen kann, und die Welt war praktisch über Nacht in sich zusammengebrochen.

Alle Arten von Bestien streiften durch die Straßen und töteten Menschen nach Lust und Laune. Monster zerstörten große Teile der Städte. Zufluchtsorte wurden rar. Nahrung sogar noch rarer. Polizei, Feuerwehr, Gesundheitswesen – sie alle kamen nicht mehr hinterher. Die Menschen flohen in Scharen aus den Städten, zogen in alte Bunker und probierten das Landleben aus. Doch die Monster beschränkten sich nicht auf Manhattan, und die Welt wurde sehr schnell sehr eng. Kierses Eltern waren schon lange tot, als die Monster auftauchten, und sie überlebte, indem sie sich der Diebesgilde ihres verstorbenen Mentors Jason anschloss. Die Bevölkerung war schon bald deutlich dezimiert, und wäre nicht irgendwann das Monsterabkommen geschlossen worden, wäre heute wahrscheinlich kein Mensch mehr am Leben.

Ausgerechnet gegen dieses Abkommen hatte sie gerade verstoßen.

»Bravo«, sagte er spöttisch und klatschte zweimal langsam in die Hände.

Er machte sich nicht einmal die Mühe, das Fenster zu schließen, sondern ließ die kalte Nachtluft hereinströmen. Mit lässigen, selbstbewussten Schritten kam er auf sie zu.

»Was für ein mutiger Fluchtplan.«

Kierse kam auf alle viere. Ihre ausgekugelte Schulter protestierte. Ihr drehte sich alles vor Augen. Wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung. Gen und Ethan würden richtig sauer sein.

Sie nutzte die Couch, um sich vorsichtig aufzurichten, und kam dann schwankend auf die Beine, während Blut aus ihrer Nase tropfte. Sie hoffte nur, dass sie nicht gebrochen war.

Dann reckte sie das Kinn, um ihn anzusehen.

Er grinste nur. Ein tödlicher, beeindruckender Killer. Jetzt konnte sie sehen, dass sein Haar mitternachtsblau schimmerte. Seine Augen waren nicht die unergründlichen dunklen Kugeln, für die sie sie gehalten hatte. Sie waren wirbelnd grau, so wechselhaft wie das Wetter und so tödlich wie ein Ozean in einem Wirbelsturm. Er kam auf sie zu. Seine Hände steckten in feinen schwarzen Lederhandschuhen.

Sie ging im Kopf die verschiedenen Monstertypen durch und versuchte, ihn einzuordnen. Die verbreitetsten Ungeheuer waren Vampir, Werwolf, Wassermann, Gespenst, Gestaltwandler, Kobold und Troll. Natürlich gab es noch eine Vielzahl von anderen Arten, wie etwa Nymphen, Phönixe, Inkuben oder Sukkuben. Sie spürte nichts von der Kälte der Vampire. Selbst aus der Entfernung strahlte er ein urtümliches Feuer aus. Werwolf war da schon wahrscheinlicher, wenn man die Hitze bedachte, die von ihm ausging, aber sie war schon mit einem Wolfsrudel gelaufen, und er wirkte mehr wie ein Einzelgänger. Gespenster verströmten immer ein etwas unangenehmes Gefühl des Todes, als wollten sie einem jeden Moment die Seele aussaugen. Für einen Troll war er zu klein, für einen Elf zu groß. Es war kein Wasser in der Nähe für einen Wassermann. Ein Gestaltwandler vielleicht?

»Wie heißt du?«, fragte er, als er sich vor sie stellte.

»Geht keinen was an.«

»So, sie kann also sprechen.« Er streckte eine Hand aus, als wollte er ihre blutige Nase begutachten. Sie reagierte instinktiv, schlug die Hand weg und beugte sich dann vor, um einen Hieb hinterherzuschicken. Das erste Manöver funktionierte. Rohe Wut flammte in seinen Augen auf, als sie seine Hand

wegschlug. Dann blockte er ihren zweiten Schlag mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte sie sich gar nicht bewegt.

»Das ist nicht nett«, grollte er.

Ihr doch egal. Sie versenkte sich tief in sich selbst, konzentrierte sich auf ihren Schwerpunkt und bewegte sich wie Wasser. Sie tänzelte, wippte auf den Zehenspitzen und nutzte all ihre Fertigkeiten, um ihn zu treffen oder irgendeinen Ansatzpunkt zu finden, um sich von ihm zu befreien.

Doch er schien ihre Schläge und ihre weit ausholenden Tritte kaum zu bemerken. Er trat beiseite und konterte, wich aus und konterte. Er bewegte sich mit einer Anmut, die jahrzehntelange Übung erforderte, obwohl er aussah, als wäre er gerade mal fünf- undzwanzig, genau wie sie.

Schon nach wenigen Minuten war sie außer Atem. Ein Grinsen breitete sich langsam auf seinem Gesicht aus. Er spielte mit ihr. Er hatte nicht die Absicht, sie auch nur einen Treffer landen zu lassen. Und dann trat er kurz in ihren toten Winkel und stieß mit der Hand gegen einen Triggerpunkt an ihrer Schulter. Ihr Arm fiel schlaff herunter. Sie konnte ihn nicht mehr heben.

Mühe los warf er sie auf den Rücken, schleuderte sie hart zu Boden. Mit einem lauten Zischen entwich die Luft aus ihrer Lunge. Die Welt drehte sich vor ihren Augen. Sie konnte einen Arm nicht mehr bewegen. Der andere Arm pochte wegen der ausgekugelten Schulter. Sie hatte fast ihr gesamtes Leben lang trainiert, und er ließ sie wie eine Amateurin aussehen.

»Bist du jetzt bereit, dich zu benehmen?«, fragte er, immer noch mit diesem unerträglichen Lächeln auf den Lippen.

Sie richtete sich halb auf und spuckte einen Brocken Blut auf den Teppich.

Das Grau in seinen Augen wirbelte. »Das ist ein antikes Stück«, sagte er warnend.

Sie starrte ihn herausfordernd an. Sie war unterlegen, das ja, aber sie konnte sich noch nicht geschlagen geben. »Fick dich.«

Er richtete sich auf und zeigte auf einen der samtbezogenen Stühle. »Setz dich da hin, beantworte meine Fragen und ich lasse dich laufen. Ich gebe dir mein Wort.«

»Was soll dein Wort schon wert sein, *Monster?*«

»Alles«, antwortete er mit einem Hall, der ihr durch Mark und Bein ging.



Kierse setzte sich. Was blieb ihr sonst auch übrig?

Monster waren real. Er war ein Monster. Er hatte jedes Recht, sie zu töten, weil sie in sein Haus eingedrungen war. Wenn er reden wollte, würde sie reden. Er war nicht das erste Monster, mit dem sie zu tun hatte, und sie war fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass er auch nicht das letzte sein würde.

Monsterrechte waren noch immer etwas ziemlich Neues. Es war erst drei Jahre her, dass der Krieg mit der Unterzeichnung des Monsterabkommens zu Ende gegangen war. Davor hätte sie sich niemals vorstellen können, dass Monster und Menschen zu einer Einigung kommen könnten.

Der Krieg hatte mit der kaltblütigen Ermordung von Coraline LeMort begonnen. Sie war eine Vampirvisionärin, die bei der Beilegung der uralten Fehde zwischen Werwölfen und Vampiren federführend war, unterstützt von ihrer eigenen Armee, die ihr Wort abgesichert hatte. Als ein abtrünniger Werwolf sie in aller Öffentlichkeit ermordete, war das der Funke, der die Welt in Flammen setzte. Ihr Tod trieb alle Monster aus ihren Verstecken, Vampire und Werwölfe verfeindeten sich noch mehr, und die anderen Monster schlugen sich auf verschiedene Seiten.

Es wurde so schlimm, dass nicht nur die Menschen, sondern auch die Monster zu hungern begannen, bis die Coraline-Konferenz einberufen wurde. Delegationen aller Monsterarten

und die Vereinten Nationen einigten sich darauf, das Töten zu beenden und die Ordnung wiederherzustellen. Das Ergebnis war die Unterzeichnung des Monsterabkommens. Es setzte allen Monstern Grenzen, beinhaltete Gesetze für das Zusammenleben von Monstern und Menschen in dieser Welt und sicherte der Menschheit anhaltenden Frieden. Vor dem Metropolitan Museum of Art wurde zu ihrem Gedenken sogar eine Statue errichtet.

Die Welt begann endlich, sich von der Dekade des Terrors zu erholen, doch das bedeutete nicht, dass jedes Monster das Abkommen respektierte.

Und es garantierte auch nicht, dass Kierse lebend aus diesem Aufeinandertreffen herauskam.

»Also, lass uns mit deinem Namen anfangen«, sagte er.

»Warum fangen wir nicht mit deinem an?«

»Du kennst doch sicher den Namen des Mannes, den du ausrauben wolltest.« Sein Lächeln sprach dagegen. Als wüsste er ganz genau, dass sie seinen Namen nicht kannte. Dass er eindeutig nicht jener John Smith war, dem das Haus angeblich gehörte.

»Mann?«, fragte sie.

»Dein Name«, verlangte er barsch.

»Kierse«, spuckte sie aus. »Ich heiße Kierse.«

»Ist das die Kurzform von Kirsten?«

Sie verengte die Augen ein wenig. »Nein«, fauchte sie. »Wie Pierce, nur mit K.«

»Ah.« Er hatte sich immer noch nicht gesetzt, stand immer noch einen Schritt neben ihr und ragte über ihr auf. »Du kannst mich Graves nennen.«

»Graves?«, fragte sie. »Wie das Grab, aus dem du gekrochen bist?«

»Manche tun das.«

»Du bist kein Mensch«, sagte sie anklagend.

Er starrte direkt durch sie hindurch. »Nein, das bin ich nicht.«

Sie hätte gern gewusst, was für ein Monster er war, aber sie wollte ihm nicht die Genugtuung verschaffen. Er war unübersehbar scharf darauf, dass sie fragte, auf welcher Seite des Monsterabkommens er stand und ob er sie töten würde oder nicht.

»Du siehst nicht nach viel aus«, sagte er schließlich, als sie nicht nachgab.

Sie biss die Zähne zusammen. »Der Schein kann trügen.«

Er bedachte sie mit einem herrischen Blick. »Also, wer bist du?«

»Das weißt du schon. Die Person, die hier ist, um dich zu bestehlen.«

»Ah, vielleicht.«

Er steckte die Hand in die Tasche seines Anzugs und zog den Ring hervor, für den sie gerade ihr Leben riskiert hatte. Sie starrte ihn fassungslos an. Wie hatte er ihn ihr abgenommen? Er war sicher in der linken Innentasche ihrer Jacke verwahrt gewesen, und er hatte sie nicht gefilzt. Er hatte nicht mal danach gesucht. Aber sie ließ sich ihre Überraschung nur kurz anmerken, bevor sie wieder zu ihrer dreisten ungerührten Fassade zurückkehrte.

»Ganz schön viel Ärger für einen einzigen Ring«, sagte er und drehte ihn zwischen seinen Fingern, wie man eine Münze drehen würde.

»Wenn du meinst.«

»Wie bist du in mein Haus gekommen?«, fragte Graves und steckte den Ring wieder ein.

Sie beobachtete genau, wie er ihn zurücksteckte, damit sie wusste, wo sie ihn später finden würde. »Durchs Fenster.«

»Welches Fenster?«

»Im Arbeitszimmer.«

Er schürzte die Lippen und wandte den Blick ab. Als durchdachte er die Sache ganz genau. Nein, beinahe, als sähe er das Arbeitszimmer vor sich und könne jeden ihrer Schritte nach-

verfolgen. Doch das war natürlich vollkommen absurd, so etwas war unmöglich. Über diese Fähigkeit verfügte kein ihr bekanntes Monster.

»Wie hast du die Alarmanlage umgangen?«

Beinahe hätte sie laut aufgelacht. »Die war nicht eingeschaltet.«

Graves drehte sich ruckartig zu ihr um. »Das war sie ganz sicher.«

»Dann solltest du vielleicht noch mal nachsehen.«

»Ich bin die Alarmanlage«, gab er zurück, beinahe knurrend.

»Dann bist du echt Scheiße.«

Er grinste wieder. »Sagt das Mädchen, das ich mit links aufs Kreuz gelegt habe.«

»Frau«, zischte sie zurück.

So viel gestand er ihr zu. »Wie alt bist du genau?«

»Weißt du nicht, wie unhöflich es ist, so was zu fragen?«

Er zog nur eine Augenbraue hoch, als wollte er sie darauf hinweisen, dass sie zugestimmt hatte, seine Fragen zu beantworten.

Sie stieß den Atem aus. »Fünfundzwanzig. Nicht viel jünger als du.«

»Der Schein kann trügen«, sagte er, bevor er lässig zu einer kleinen Anrichte schlenderte und sich einen Drink einschenkte.

Er brachte das Glas mit zurück und bot ihr den Drink an. Mit dem Feind zu trinken, war eine ganz schlechte Idee. Andererseits konnte sie ihn aber auch tatsächlich nicht annehmen, nicht in dem Zustand, in dem ihre Schulter sich befand.

»Oh, Entschuldigung.« Er wirkte selbstgefällig, als er das sagte.

Er stellte das Glas ab. Und dann, so schnell, dass sie es kaum wahrnehmen konnte, packte er ihre Schulter und stieß sie ins Gelenk zurück. Keine Vorwarnung. Nur tadellose Präzision und ein hartes Knacken. Sie krümmte sich, als der Schmerz ihren

Arm entlangschoss. Mit letzter Kraft konnte sie sich davon abhalten, noch einmal aufzuschreien.

»Besser so?«

Sie räusperte sich. »Könnten wir dieses Verhör jetzt einfach hinter uns bringen?«

»Ist es das, was wir hier tun?« Er hielt ihr wieder das Glas hin, und als sie sich immer noch weigerte anzunehmen, stürzte er die Hälfte des Drinks selbst herunter. »Verhöre sind auch nicht mehr das, was sie früher mal waren.« Sie riss die Augen auf: Was sollte das denn heißen? »Na gut. Wer hat dich geschickt?«

»Ich verrate keine Namen«, teilte sie ihm mit. »Ich kann keine Fragen beantworten, mit denen ich meine Karriere ruiniere.«

Er verschränkte die Arme. »Glaubst du, das wäre das Schlimmste, was dir passieren kann, wenn du meine Fragen nicht beantwortest?«

Sie schluckte. Das war eine Drohung. Wahrscheinlich würde er sie töten. Fähig dazu war er allemal. Er konnte mit links ihre gesamte Existenz auslöschen. Nach den Regeln des Monsterabkommens wäre er damit sogar im Recht. Die Tatsache, dass er sie noch nicht getötet hatte, bedeutete, dass er irgendetwas von ihr wollte. Daher die Fragen. Sie wusste nur noch nicht, was es war.

Sie hasste es, gegen ihre eigenen Regeln zu verstoßen. Sie hatte sich selbst versprochen, niemals einen Auftraggeber zu verraten. Aber wenn sie sich zwischen ihrem eigenen Leben und den Geheimnissen irgendeines Arschlochs von Millionär entscheiden musste, dem sie vollkommen egal war, dann überwog der Selbsterhaltungstrieb.

»Gregory Amberdash.«

Graves' Augenbrauen hoben sich leicht. Offensichtlich war das nicht die Antwort, die er erwartet hatte. »Das Gespenst?« Wie durch Magie herbeigezaubert, erschien der Ring erneut in seiner Hand. »Für wen arbeitet Amberdash?«

»Übersteigt meine Gehaltsklasse.«

Er warf ihr einen Blick zu, als hätte er kurzfristig vergessen, dass sie mit dem Ganzen etwas zu tun hatte. »Du wirst herausfinden, für wen er arbeitet.«

Kierse schnaubte lachend. »Nein. Das werde ich ganz bestimmt nicht. Das war nicht Teil unserer Abmachung. Und abgesehen davon, würde er es mir sowieso niemals sagen. So läuft das bei ihm nicht.« Sie stemmte sich aus dem samtbezogenen Sessel hoch, widersetzte sich damit seinem anderen Befehl. Sie schwankte nur ganz leicht, bis sie ihr Gleichgewicht gefunden hatte. »Ich hab deine Fragen beantwortet, aber ich mach nicht deine Drecksarbeit für dich. Frag ihn selber.«

Graves schüttelte seufzend den Kopf. Anscheinend frustrierte es ihn, dass sie nicht um ihr Leben winselte und ihm anbot, alles für ihn zu tun, was er von ihr verlangte, damit er ihr Leben verschonte.

»Du willst also wirklich, dass wir das hier auf die harte Tour machen, oder?«

»Ruf einfach die Cops. Die kennen mich gut. Bringt aber eh nichts.« Es gab kein Gefängnis in New York, das sie eingesperrt halten konnte.

Da grinste er. »Oh, ich habe nicht vor, die Gesetzeshüter zu alarmieren. Meine Methoden sind sehr viel ... wirkungsvoller.«

Ihr Magen verkrampfte sich. »Deine Methoden?«

Graves antwortete nicht. Er begann nur, planvoll seine schwarzen Handschuhe abzulegen, indem er zunächst an jeder Fingerspitze einzeln zupfte, bevor er den Handschuh insgesamt auszog. Sie erhaschte einen Blick auf ein Tattoo, das sich um seine Handgelenke schlängelte, bevor er die Ärmel seines Anzugs wieder über die Manschetten seines Hemdes zog. Seine Hände waren groß mit langen, schlanken Fingern. Sie hatte nicht viel Ahnung von Musik, aber die Pianisten, die sie in Clubs gesehen hatte, hatten genau solche Finger. Dazu geschaffen, Tasten

zu zieren und unsichtbaren Saiten eine Melodie zu entlocken. Warum er sie in seinem eigenen Zuhause mit Handschuhen bedeckte, war ihr schleierhaft.

»Komm her«, befahl er mit der plumpen Direktheit eines Auto-unfalls.

Doch sie gehorchte nicht. Ihr Leben lang hatten Männer versucht, sie herumzukommandieren. Sie hatte ihre Lektion gelernt. Sie war kein kleiner Setzling mehr, der jeder beliebigen Windböe nachgab. Sie war ein Berg, unverrückbar.

Er erkannte ihren Trotz. Das Nein, das ungesagt in der Luft hing.

Es machte ihn wütend. Dieser Mann – dieses Monster – war unermesslichen Respekt gewöhnt, das war ihm anzusehen. Machtausübung war der einzige Weg, um den Charakter einer Person abzuschätzen. Sie fand, er ließ zu wünschen übrig.

Er kam zu ihr, mit zwei schnellen Schritten, und stand vor ihr. Sie legte den Kopf in den Nacken, um in den Wolken zu lesen, die in diesen durchdringenden grauen Augen strudelten.

»Na schön«, knurrte er.

Er riss den Reißverschluss ihrer Jacke herunter, legte ihren Hals frei, und ihr sank das Herz. *Scheiße*. Er war tatsächlich ein Vampir – und kurz davor, sie auszusaugen. Sie öffnete den Mund, um zu protestieren, hielt jedoch inne, als sie die Überraschung auf seinem Gesicht sah. Er starrte mit unverhohlenem Interesse auf ihre Halskette.

»Ein Zaunkönig.« Sein Blick wanderte nach oben, um ihr in die Augen zu schauen. Ein grausames Lächeln kräuselte seine Lippen. »Interessant.«

»Warum?«, fragte sie, um ihre Kette zu schützen, die das Kostbarste war, was sie besaß. Das Einzige, was sie von ihren Eltern noch übrig hatte.

Er antwortete nicht. Hob nur ganz langsam die Hand und legte die Spitze des Zeigefingers auf die Stelle direkt hinter ihrem

Ohr. Mit der Anmut eines Raubtiers, das mit seiner Beute spielt, strich er mit dem Finger sanft an der Schlagader ihren Hals hinunter. Sie weigerte sich, vor Angst zu zittern, auch wenn das Tempo ihres Herzschlags inzwischen bei der kleinsten Berührung schwindelnde Höhen erreichte. Ihr Körper erwachte zum Leben.

Ihr Leben lang hatte sie Vampire erbittert gehasst, aber jetzt verstand sie auf einmal, wie Menschen dazu kamen, sich ihnen anzubieten. Sie hatte Schmerzen und war zutiefst verängstigt angesichts dessen, was sie erwartete, aber sie hätte sich nicht vom Fleck rühren können, selbst wenn sie gewollt hätte.

Als seine Fingerspitze die kleine Kuhle zwischen ihren Schlüsselbeinen erreichte, wechselte er die Richtung und strich wieder am Hals entlang nach oben. Dann legte er seine ganze Hand um ihre Kehle, hielt sie so fest. Er hatte die Kontrolle. Alle Macht lag in seiner Hand. Sie konnte den Hunger in seinem Gesicht sehen.

Sie schluckte ihre Verwirrung, ihr Begehren und ihren Zorn herunter. Als ob er sie so berühren dürfte. Als hätte er ihre Erlaubnis. Was bildete er sich ein! Und doch entzog sie sich ihm nicht. Ihr ganzer Körper summt. Gleich und gleich gesellt sich gern. Kraft traf auf Kraft.

Er beugte sich vor. Und für einen kurzen Augenblick dachte sie, er wollte sie küssen. Doch er hielt inne und blickte ihr tief in die Augen. Dann schüttelte er den Kopf. Etwas wie Überraschung breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Was bist du?«, flüsterte er.



Kierse blinzelte. Er fragte *sie*, was sie war? In welcher Dimension der Existenz ergab das überhaupt einen Sinn? Er war derjenige, der sich mit Lichtgeschwindigkeit durch den Raum bewegt hatte. Sie war aus einem Fenster gesprungen, und er hatte sie mitten im Fall mit einer Hand zurückgerissen. Er hatte sie mit Leichtigkeit kampfunfähig gemacht.

»Sag es mir«, knurrte er.

»Kierse McKenna«, antwortete sie mit erhobenem Kinn. »Und ich will nicht ausgesaugt werden. Nimm deine Hände von mir.«

Er ließ sie so plötzlich los, als hätte sie ihn verbrannt. Sie stellte sich sicherer hin, die Knie leicht angewinkelt, gerade noch rechtzeitig, um nicht vor ihm zurückzuweichen. Sie blieb stehen, beobachtete ihn und wartete auf eine Erklärung.

»Du hältst mich für einen Vampir?«, fragte er voller Abscheu, eine leichte Verwirrung auf dem Gesicht.

Nun, wenn er keiner war, was zum Teufel war er dann?

»Du hast mir nur deinen Namen genannt«, fuhr er fort. »Erkläre mir den Rest. Erkläre mir, was du bist.«

»Du hast mir auch nicht erklärt, was du bist«, gab sie zurück.

»Wir drehen uns im Kreis. Wir kämen wesentlich besser voran, wenn du mir einfach mal direkt antworten würdest.« Er blickte auf seine Hand hinunter, mit der er an ihrem Hals entlang-

gestrichen hatte, als könnte er nicht begreifen, was geschehen war. »Aber du gibst mir keine klare Antwort.«

»Ich habe alle deine Fragen beantwortet. Genau wie du verlangt hast. Lässt du mich jetzt gehen oder was?«

»Nein«, sagte er. »Ich habe noch mehr Fragen.«

»Dann stell sie.«

»Wie hast du die Wächter überwunden?«

»Wächter?«, fragte sie langsam.

Er knirschte frustriert mit den Zähnen. »Haben die Leute, für die du arbeitest, sie neutralisiert? Hat dir jemand geholfen, an ihnen vorbeizukommen?«

»Ich hab echt nicht die geringste Ahnung, wovon du redest. Ich bin allein reingekommen.«

Er musterte sie erneut prüfend, als suchte er nach etwas – arglistiger Täuschung oder Bosheit, wahrscheinlich –, aber da war nichts zu finden. Sie hatte wirklich keine Ahnung, wovon er sprach. Sie hatte das Wort »Wächter« schon in Märchen gehört, aber das konnte es ja nicht sein. »Monster, *nicht* Magie« war das Motto der gesamten Monsterbewegung. »Wächter« schienen eindeutig in die Abteilung Magie zu gehören. Also musste es eine andere Definition geben.

Sie war eine Diebin – eine sehr gute Diebin –, aber mehr auch nicht. Sie wusste, wie man Alarmanlagen und Überwachungssysteme ausschaltete. Sie hatte gelernt, in jede Art von Gebäude einzubrechen. Sie konnte innerhalb von Sekunden ein Sicherheitsschloss mit sechs Sperrstiften knacken. Sie war für Jason sogar in den Tresorraum einer Bank eingebrochen, nur um ihm zu beweisen, dass sie es konnte, ohne erwischt zu werden. Sie war verdammt gut in ihrem Job, aber sie hatte keine Ahnung, was für eine Art Schloss ein *Wächter* sein sollte.

»Du hast keine Ahnung, wovon ich spreche«, sagte er schließlich.

»Du bist echt fix im Kopf.«

Er machte einen weiteren Schritt zurück und betrachtete sie nachdenklich. »Du glaubst wirklich, du seist von Gregory Amberdash hierhergeschickt worden.«

»Er bezahlt mich.«

»Und darüber hinaus weißt du nichts?«

»Ich weiß, dass du den Gegenstand hast, den ich ihm bringen sollte, damit ich meinen Lohn bekomme.«

Er streckte die Hand aus. »Gib ihn mir.«

»Du hast ihn«, erinnerte sie ihn.

»Nimm ihn aus deiner Tasche, und gib ihn mir.« Sie zögerte, und er fuhr sie an: »Jetzt!«

Sie schnaubte und nahm den großen Ring aus ihrer Innentasche. Sie hatte ihn ihm stibitzt, als er so nah an sie herangetreten war, weil sie dachte, er sei zu sehr damit beschäftigt, ihren Hals zu inspizieren wie ein gieriger Vampir, um es zu bemerken.

Diebstahlregel Nummer drei und vier: Ablenkung und flinke Finger.

Sie ließ den Ring in seine Handfläche fallen. »War einen Versuch wert.«

Er schüttelte den Kopf. »Du bist einfach nur ein ganz gemeiner Dieb. Die beleidigen mich.«

Sie richtete sich auf. »Wie bitte?«

»Unfassbar, dass sie sich so tief herablassen.« Er steckte den Ring wieder ein, und dieses Mal konnte sie kaum wahrnehmen, wohin er verschwand. »Ich muss es überprüfen. Mit etwas, worauf sie nicht vorbereitet sein können.«

»Was willst du überprüfen?«

Er wandte sich ab, ohne ihr zu antworten. »Da ist es ja.«

Er stellte ein kleines Holzkästchen auf den Tisch, das mit aufwendigen Schnitzereien geschmückt war. Einige der Motive erkannte sie. Dasselbe Stechpalmenmuster, das um die Türen zur Bibliothek herum angebracht war. Buchstaben, die sie nur am

Rande ihres Gesichtsfeldes wahrnehmen konnte, schimmerten zwischen den Zweigen hindurch, aber wenn sie direkt hinsah, verschwanden sie.

»Öffne es«, befahl er.

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Wie lange soll diese Befragung denn noch dauern?«

Er verengte drohend die Augen. Sie seufzte und tippte auf den Deckel des Kästchens, so dass dieser aufsprang. Es war nichts darin. Sogar noch langweiliger als das Schloss mit den zwei Stiften, das sie vorhin geknackt hatte.

»Wow«, sagte sie mit affektierter Begeisterung, »ich kann Deckel aufmachen.«

Trotz ihrer Nonchalance wirkte er beeindruckt ... was jedoch schnell einem Ausdruck wich, der eher verschlagen aussah. »Sie scheinen über interessante Talente zu verfügen, Miss McKenna. Die eigentliche Frage lautet nur: Wie kann es sein, dass Sie sich dessen bisher nicht bewusst geworden sind?«

»Ich bin mir dessen durchaus bewusst«, erklärte sie.

Da sah sie in seinen Augen etwas, das ihr Interesse weckte. Etwas Wirbelndes, das sie tranceartig im Innersten berührte und zu ihr sprach, sie denken ließ, dass ... er vielleicht doch recht haben könnte. Vielleicht lag da noch mehr in ihr. Vielleicht hatte sie es immer gewusst. Sie erschauerte, und die seltsame Ahnung verflog.

Graves schloss bedächtig das Holzkästchen. »Es gibt Legenden in unserer Welt«, begann er langsam und sicher, und seine Stimme war dick wie Zuckerrohrmelasse und genauso süß. »Geschichten von Monstern und Schönheiten. Kreaturen und Geschichten, die dir nachts den Schlaf rauben würden. Davon, wie Monster geboren werden.«

Sie schluckte angesichts der Sinnlichkeit, mit der die Worte von seinen Lippen tropften. »Ich weiß alles über das, was sich nachts so rumtreibt.«

»Es gibt wesentlich Schlimmeres als die Monster, die du aus dieser Welt kennst«, erklärte er, als könnte er ihre Gedanken lesen. »All diese Geschichten, die du gehört hast. All die Märchen und Legenden lassen sich auf einen wahren Kern zurückführen.«

»Wie zum Beispiel?«

»Wie ich zum Beispiel«, erklärte er ungerührt. Dann legte er den Kopf leicht schief. »Und du.«

»Ich?«, platzte sie heraus. »Ich bin ein Mensch.«

»Bist du das?«

Sie schnaubte ungläubig. »Ja klar. Offensichtlich. Wie könnte ich schlimmer sein als ein Monster? Ganz zu schweigen von einem Vampir? Die nähren sich von menschlichem Blut.« Sie blickte ihn angewidert an.

»Vampire sind erbärmliche Aasfresser. Wir haben ihnen gestattet, sich zu zeigen, damit wir im Verborgenen bleiben können und sie uns mit ihren kleinlichen Kriegen nicht in die Quere kommen. Du bist ... etwas vollkommen anderes.« Sie schluckte und wartete darauf, dass er sich genauer erklärte. »Wenn man dir glauben kann, dann kannst du aus eigener Kraft meine Wächter unschädlich machen, ohne Hilfe von außen.«

»Du redest ständig von Wächtern, aber ich weiß nicht mal, was die sein sollen. Oder zumindest glaube ich nicht, dass sie sein können, was ich denke.«

Er seufzte schwer, als würde ihr Unwissen ihn persönlich verletzen. »Wächter sind magische Barrieren.«

»Okay, das war's, was ich gedacht habe«, gestand sie ungläubig. »Aber ... *Magie*?«, fragte sie abschätzig.

»Ja, Magie. Die Wächter sind der Grund, warum ich keine normale Alarmanlage in meinem Haus benötige. Sie halten Eindringlinge fern und alarmieren mich bei jeder Störung.« Er ließ die Hände in die Hosentaschen gleiten. »Du hättest nicht mal fünf Meter an mein Haus herankommen dürfen, ohne dass ich

es mitbekomme. Nicht ohne Hilfe oder Barrierenbrecher oder ernsthafte Kräfte, über die du selbst verfügst.«

Kierse starrte ihn verständnislos an, dann musste sie kichern und brach in haltloses Gelächter aus, dem sie hilflos ausgeliefert war. Es war schon eine ganze Weile her, dass jemand sie so zum Lachen gebracht hatte, dass ihr die Tränen kamen. Ethan versuchte es unermüdlich, aber normalerweise war es Gens trockener Witz, der das erreichte.

»Was genau ist daran so lustig?«, fragte er schneidend.

»Es gibt keine Magie.«

Er hob eine Augenbraue. »Ist das so?«

»*Monster*, nicht *Magie*«, sagte sie. »Das ist es, was die Monster steif und fest behauptet haben, als sie in unserer Welt aufgetaucht sind. Es ist praktisch so was wie ihr Motto – *Monster*, nicht *Magie*. Sie haben übernatürliche Fähigkeiten – Kraft, Geschwindigkeit, Geschicklichkeit –, aber sie können nicht so was wie ... Sachen kraft ihrer Gedanken bewegen. Oder was immer Barrierebrechen sein soll.«

»Und das glaubst du ihnen?«

Sie warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Hätte ich sonst nicht längst Magie zu Gesicht bekommen? Hätte nicht irgendwer angefangen, darüber zu reden?«

»Sie kommt in jedem Märchen in jeder Kultur der ganzen Welt vor«, sagte er. »Es gibt Gründe für unsere Geschichten. Sie ist eine seltene Gabe, die Kindern normalerweise ausgetrieben wird, lange bevor sie sie zu etwas Nützlichem entwickeln können. Also nein, ich bezweifle, dass du bisher jemandem begegnet sein könntest, der mit Magie irgendetwas Nennenswertes erreichen könnte.«

»Das ... dasnehm ich dir einfach nicht ab. Warum sollte ich dir glauben?«

Er musterte sie von oben bis unten, als sei sie das nervtöndste Wesen auf dem gesamten Planeten. »Taschenspielertricks gehören nicht zu meinen bevorzugten Tätigkeiten.«

»Na ja, wenn du nicht bereit bist, ein bisschen Magie für mich zu wirken«, sagte sie und setzte das Wort mit den Fingern in der Luft in Anführungszeichen, »wieso sollte ich dir glauben?«

Er holte tief Luft und stieß sie wieder aus. Dann tippte er den Deckel des Holzkästchens an, so dass er sich wieder öffnete, und hielt es ihr hin. Sie blickte hinein und sah eine dicke Goldmünze von der Größe eines Silberdollars darin liegen. Er nahm sie heraus und warf sie ihr zu, und sie fing sie mitten im Flug auf.

»Also schön, du bist ein *Zauberer*«, gestand sie ihm sarkastisch zu und warf die Münze auf den Tisch. »Ich hab schon ein paar davon auf der Straße gesehen. Gute Fingerfertigkeit, das muss man ihnen lassen.«

Er blickte sie finster an, während er den Deckel des leeren Kästchens wieder zuschnappen ließ. »Ich bin nicht hier, um dich zu überzeugen. Aber warum sollte ich lügen?«

»Oh, da fallen mir schon so etwa hundert Gründe ein.«

»Öffne das Kästchen«, fauchte er.

Sie nahm es ihm aus den Händen. Dieses Mal ließ sie den Deckel mit Schwung aufklappen und grinste ihn an. Und dann quollen Hunderte von Münzen aus dem Kästchen. Sie riss erschrocken die Augen auf und hob das Kästchen hoch, während immer mehr und mehr Münzen sich daraus ergossen, auf den Tisch und dann auf den Boden. Als der Fluss versiegte, untersuchte sie das Kästchen auf einen doppelten Boden.

»Was ist der Trick?«, fragte sie. Das Kästchen erschien aus jeder Perspektive vollkommen normal. Und sie hatte doch auch *gesehen*, dass es leer gewesen war. »Es war ...«

»Leer?«, beendete er den Satz für sie. »Wozu sollte man ein leeres Behältnis mit Wächtern versehen?«

Sie schnappte leise nach Luft und ließ das Kästchen fallen, als könnte sie sich die Finger daran verbrennen. »Was für ein Scheiß ist das denn? *Magie*?«

Er warf ihr einen überheblichen Blick zu. »Wie ich sagte.«
Magie.

Heilige Scheiße ... *Magie*.

All die Jahre mit den Monstern. Sie waren aus dem Dunkeln gekrochen und hatten Menschen ebenso wie Monster getötet. Es waren düstere Zeiten gewesen. Wenn sie nicht schon vor dem Krieg mit dem Klauen angefangen hätte, wäre sie gleich zu Anfang mit allen anderen zusammen gestorben.

In gewisser Weise hatte Jason ihr das Leben gerettet, indem er sie in seine eigene dunkle Welt geworfen hatte. Doch in all diesen Jahren des Todes und der Zerstörung hatte sie immer gewusst, dass es um Monster ging, nicht um Magie. Monster ... nicht Magie. Und doch ...

»Glaubst du mir jetzt?«, fragte er.

Sie öffnete und schloss den Mund. »Warum erzählst du mir das?«

Es gab nichts umsonst. Nicht in ihrer Welt. So viel wusste sie, nach allem, was sie durchgemacht hatte. Wenn Magie etwas Seltenes und Kostbares war, das vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen gehalten worden war, als die Monster aus ihren Verstecken gekommen waren, und wenn sie irgendwie, so unglaublich das auch klingen mochte, etwas von dieser Gabe in ihren armseligen Adern hatte, was war dann der Preis, den sie dafür zahlen musste?

»Weil ich dir einen Job anbieten möchte.«



Ein Job. Das war der Preis.

Für ihn zu arbeiten, war wirklich das Allerletzte, was sie sich wünschte. Sie hasste die aufgeblasenen, charakterlosen Milliarden, für die sie stahl, aber sie waren berechenbar. Sie wollten Krimskrams, Klunker, Kunstwerke und andere nutzlose Dinge. Aber sie bezahlten gut. Also arbeitete sie für Verbrecherbosse und Puffmütter und jeden, der die nötigen Mittel hatte, sie für das zu bezahlen, was ihr Spaß machte.

Doch bei Graves, das wusste sie – sie *wusste* es einfach –, würde sie ihr Leben riskieren, sobald sie anfang, für ihn zu arbeiten. Was er von ihr verlangte, würde jedes Mal eine ganz neue Art von Gefahr mit sich bringen. Er redete jetzt schon von *Magie*. Vollkommen unmöglich und doch irgendwie ... real. Die Straße hatte sie eine wichtige Lektion gelehrt, nämlich, wofür es wert war zu sterben und wofür nicht.

Dennoch schürzte sie die Lippen und wartete auf das Angebot. Immerhin würde es interessant sein.

»Was für einen Job?«, fragte sie betont gleichmütig.

»Die Art, in der du offensichtlich gut bist. Du sollst etwas für mich stehlen.«

Sie musterte ihn von oben bis unten, wünschte sich, sie könnte besser in ihm lesen. Er war ein bisschen zu schnell von dem Verlangen, sie zu töten, zu dem Jobangebot übergegangen. Offen-

sichtlich ging es um etwas, was er unbedingt haben wollte. Etwas, wofür er eine Menge Geld springen lassen würde. So viel war jetzt schon klar.

Was sie nicht verstand, war, warum er ausgerechnet sie für den Job wollte und was für sie dabei heraussprang. Denn Geld allein genügte nicht für einen Job wie diesen. Selbst die Sicherheit, die sie sich so verzweifelt für ihre Freunde wünschte, war den Tod nicht wert.

Sie schaute sich um und setzte dabei den rehägigen Blick auf, der Männer dazu brachte, sie zu unterschätzen. »Warum solltest du mich dafür brauchen?«

Er lächelte langsam. »Offensichtlich kann ich mir nicht alles, was ich haben möchte, selbst besorgen.«

Also war sie wertvoll für ihn? Nun, das verschaffte ihr einen gewissen Vorteil.

Wenn er sich diesen Gegenstand nicht selbst besorgen konnte und ein anderer Dieb dafür auch nicht genügte, machte das sie dann zu der einzigen Person, mit der er arbeiten konnte? Sie wünschte, sie könnte ihn besser einschätzen, aber er war für sie wie ein Buch mit sieben Siegeln. Offenbarte immer nur gerade genug Informationen, um sie bei der Stange zu halten. Clever. Eine ihrer Lieblingstaktiken.

»Ich kann dich großzügig entlohnen«, sagte Graves, als sie nicht gleich antwortete. »Ich kann dein Leben überaus komfortabel gestalten.«

»Was? Glaubst du, ich bräuchte das Geld?«, fragte sie leise und rau.

Er musterte sie schleppend von oben bis unten. Ihre schwarzen Klamotten waren nichts Besonderes, aber sie genügten den Anforderungen, und sie wusste, was er sah, wenn er sie betrachtete: genau das, was sie ihn sehen lassen wollte. Einen eingerissenen Kragen, der auf sein Konto ging, abgewetzte Stiefel und offensive Überheblichkeit.

Sein Grinsen wurde breiter. »Ich bitte dich, es ist nicht zu übersehen, dass du Geld brauchst. Dieser Stein hier«, sagte er und zog den Ring hervor, »kann dir wahrscheinlich mehrere Tausend einbringen. Genug, um ein paar Monate in dieser Stadt zu überleben.«

Sie schrak übertrieben zusammen und vermittelte ihm den Eindruck, dass sie keine Ahnung hatte, wie viel ein Diamant dieser Größe tatsächlich wert war.

»Nicht einmal so viel?«, fragte er, als er ihre Miene bemerkte, und war damit direkt in ihre Falle getappt. »Ein Jammer.«

Auch wenn sie es provoziert hatte, hasste sie das Mitleid, das in seiner Stimme mitschwang. Mitleid war ein Todeskuss. Als sie in den Slums gelebt hatte, hatte sie die mitleidigen Blicke gehasst, Blicke, die ihr sagten, dass sie es nie zu etwas bringen würde.

Die Blicke von Jasons anderen Schützlingen. Anfangs neidisch, weil sie bevorzugt wurde, und dann ... die Quälereien, weil sie seine Favoritin war, und, schlimmer noch, ihr Mitleid, wenn sie die blauen Flecken an ihrem Körper entdeckten, die er so sorgfältig zu verbergen versuchte.

Doch am Ende hatten sie alle erkannt, was Graves ebenfalls bald erkennen würde, nachdem sie ihn ausgenommen hatte.

»Ich brauche dein Mitleid nicht«, fauchte sie.

»Gut. Ich kann bezahlen und zahle gut. Nimm einfach an. Lass mich dir alles geben, was du dir nur wünschst.«

Warnglocken schrillten in ihrem Kopf. Er war zu erpicht darauf, und das fühlte sich falsch bei ihm an. Als hätte er noch nie ernsthaft um etwas gebeten, was er haben wollte. Als würde er es sich normalerweise einfach nehmen. Und sie hatte sich bisher nicht gerade bereit gezeigt, sich nehmen zu lassen.

»Du hast mir noch nicht mal gesagt, worin der Job besteht und was ich stehen soll.«

»Als du mich bestohlen hast, schienst du dir darüber keine Gedanken gemacht zu haben«, antwortete er kühl. – Ein nahe-
liegendes Ausweichmanöver von jemandem, der nicht zu viel
verraten wollte, bevor sie zustimmte.

Damit war er so weit von der Wahrheit entfernt, als befände
er sich auf einem anderen Planeten. Sie hatte sich Gedanken ge-
macht. Aber sie hatte Geld gebraucht, um die Monatsmiete bei
Colette zu bezahlen. Also war sie in das Haus eingebrochen, ohne
zu wissen, ob darin ein Monster lauerte. Sie hatte riskant ge-
spielt, und sie hatte verloren. Diese Verhandlung hier würde sie
nicht verlieren.

»Nein«, antwortete sie, einfach, um zu sehen, wie er darauf
reagieren würde.

Er starrte sie verwirrt an, als hätte sie gerade eine Schach-
figur bewegt, die eben noch nicht auf dem Brett gestanden hatte.
»Nein?«, fragte er ungläubig.

»Ich suche mir meine Jobs aus, und im Moment suche ich mir
deinen nicht aus. Also, wenn das alles war, würde ich jetzt gern
gehen.«

Etwas funkelte in seinen dunklen Augen. »Wenn du willst,
kannst du gehen, aber das wäre das Abenteuer deines Lebens.
Ein Gegenstand, der so selten, so wertvoll und so schwer zu be-
schaffen ist, dass er das Einbrechen in Tresorräume wie ein Kin-
derspiel erscheinen lassen wird.«

In Tresorräume einzubrechen, *war* ein Kinderspiel für sie. Nun,
zumindest ein Spiel ihrer Kindheit.

»Was soll das denn sein? Der Heilige Gral oder was?«, fragte
sie mit einem spöttischen Lachen.

Aber sie hätte kein Interesse zeigen sollen, denn er ging da-
rauf ein. Als ob Geld keine Rolle spielte, sondern nur der Ner-
venkitzel für sie interessant war. Jetzt wurde es spannend.

»In gewisser Weise schon. Du könntest diejenige sein, die ihn
aus seinem Versteck tief unter der Stadt befreit, bewacht von

einem unüberwindbaren Sicherheitssystem und versteckt von den allerübelsten Monstern.« Er sah sie mit einer hochgezogenen Augenbraue an. »Falls du gut genug bist.«

Sie kniff die Augen leicht zusammen. Es war verlockend. Dummerweise.

Jason hatte sie in jungen Jahren ausgewählt, weil sie nicht aus der Not heraus Taschendiebstähle beging. Ihrem kleinen Kindergesicht war deutlich anzusehen gewesen, wie sehr sie es genoss. Sie hätte sich das nicht anmerken lassen sollen. Im Laufe der Jahre hatte sie gelernt, ihre Begeisterung zu verbergen. Die Jagd als etwas anderes zu maskieren. Normale Menschen empfanden nicht so. Es entsetzte sie, dass sie es so offenkundig genoss, gegen das Gesetz zu verstoßen. Doch das Aufwachsen auf der Straße hatte sie gelehrt, dass das Gesetz etwas Läppisches war, dazu ausersehen, gebeugt und umgangen zu werden. Denn natürlich war, was sie tat, nur gegen das Gesetz ... wenn sie erwischt wurde.

Er griff nach seinem Getränk und wechselte zurück in sein unnahbares Verhalten. Aller Eifer war verflogen. Sein Blick ruhte unverwandt auf ihr. Abschätzend, die Berechnungen abwägend, die ihr durch den Kopf gehen mussten.

»Also, arbeiten wir zusammen?«

Sie zögerte. Es war verlockend. Es sollte sie aber auch verlocken. Er bot ihr etwas an, was sie wirklich wollte, jetzt, da er es ihr vor die Nase gehalten hatte – Abenteuer und sich stetig erhöhende Risiken. Einen Job, den niemand anders machen konnte. So etwas war viel schwerer zu finden als Geld in dieser gottverlassenen Stadt.

In Wirklichkeit hatte er ihr sogar etwas angeboten, wovon er gar nicht gewusst hatte, dass es ihr noch wichtiger war als Abenteuer, Geld und Sicherheit. Sie konnte nur ahnen, was es bedeuten könnte, die Ungeheuer zu bestehlen, die unter der Stadt lebten. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, was passierte, wenn man sich mit den falschen Monstern anlegte.

Die Stadt öffnete ihren Schlund und verschluckte einen mit Haut und Haar. Jeder Anlass, es ihnen heimzuzahlen, war in ihrem Buch ein Gewinn.

Und doch ... zögerte sie. Nicht weil sie nicht ja sagen wollte. Das wollte sie. Aber bevor sie anfangen konnte, musste sie erst noch ein paar eigene Angelegenheiten regeln.

»Gib mir vierundzwanzig Stunden«, erwiderte sie nach einer Weile. »Dann kann ich dir das sagen.«

Er wog ihre Antwort ab und nickte dann. »Einverstanden. Eins noch, bevor du gehst.«

Er holte ein kleines in Leder gebundenes Buch aus einer Schublade des Couchtisches, schlug es auf, blätterte zu einer Seite in der Mitte und hielt ihr einen Stift hin. Sie nahm ihn an, ohne nachzudenken, übermannt von ihrer Neugier. Es war eine Seite mit Unterschriften. Vier Namen standen oben, zwei waren völlig unleserlich, nur Krickelkrakel. Die anderen beiden lauteten Uma Matthewson und Mateo Parrish. Sie kannte keinen davon.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Unterschreibe.«

»Warum?«

Er sah sie schief an. »Jeder unterschreibt hier. Wenn du gehen willst, musst du hier unterschreiben.«

»Und dann?«

»Wenn meine Vermutungen über Sie zutreffen, Miss McKenna«, sagte er mit leicht schief gelegtem Kopf, »absolut nichts.«

Ein weiteres Spiel. Sie nahm den Stift in die linke Hand und kritzelte ihren Namen unter die anderen. Sie ließ den Stift auf den Tisch fallen. »War's das?«

Graves schob das Buch zurück in die Schublade und streckte dann die Hand Richtung Tür aus. »Nach Ihnen.«

Während er sie hinausbegleitete, zog er seine Handschuhe wieder an. Es fühlte sich surreal an, dass er sie tatsächlich gehen ließ, ganz zu schweigen davon, dass er sie wie einen Gast hinaus-

geleitete, statt sie wie den Eindringling zu behandeln, der sie war. Sie verließen die Bibliothek und gingen gemeinsam die gigantische Treppe hinunter. Er verschränkte die Hände hinter dem Rücken, während sie schweigend nach unten gingen.

Sie fühlte sich unbehaglich, als könnte ihr jeden Moment der Teppich unter den Füßen weggezogen werden. Bestimmt tauchte gleich die Polizei auf und verschleppte sie irgendwohin, wo sie nicht bleiben konnte. Oder etwas viel Schlimmeres.

Doch nichts geschah. Er öffnete einfach nur die Haustür.

Der Schnee hatte sich wie eine Decke auf die Treppe und den Gehweg gelegt und die Stadt in ein Winterwunderland verwandelt. Morgen würde alles wieder zu dreckigem Schneematsch geworden sein, aber im Augenblick wirkte es atemberaubend schön.

»Ich erwarte dich gleich morgen«, sagte Graves.

Sie hob den Kopf und blickte in diese unglaublichen grauen Augen. Sie hatten noch nie so dicht beieinandergestanden, und sie war so darauf konzentriert gewesen, den Ring zu finden, dass sie gar nicht bemerkt hatte, wie groß er eigentlich war. Er überragte sie deutlich. Seine Hitze brannte in ihrem Fleisch wie ein Brandeisen, so heiß, als könnte er ein Stück von sich selbst in ihre Existenz einbrennen. Sich durch ihr verhärtetes Äußeres brennen und offenlegen, was hätte sein können, wenn sie nicht verlassen, benutzt und missbraucht worden wäre.

Sie erschauerte unter seinem Blick. Sah Dinge, die sie lieber verborgen halten würde. »Ich halte meine Versprechen.«

»Wenn nicht, komme ich und hole mir meine Antwort.«

Der Gedanke gefiel ihr nicht besonders.

»Na schön«, sagte sie und trabte die schneebedeckten Stufen hinab.

»Miss McKenna«, rief er, bevor sie zu weit weg gehen konnte.

Sie wirbelte herum und erwartete den Haken. Es war zu leicht gewesen, einfach so wegzugehen. Aber stattdessen warf Graves

ihr den riesigen Ring zu. Sie schnappte ihn aus der Luft und betrachtete überrascht den rotkehlcheneigroßen Diamanten. Warum schenkte er ihn ihr? Er hatte doch gerade alles getan, um ihn zu behalten.

»Ein Zeichen des guten Willens«, sagte er.

Oh, es würde schwierig werden, mit ihm zu arbeiten.

In diesem Moment wurde ihr klar, dass er mindestens genauso viele Tricks in seinem maßgeschneiderten Ärmel hatte wie sie, und dazu noch mehr Zeit und Erfahrung. Sie würde sich sehr vorsehen müssen, wenn sie das hier überleben wollte. Denn als sie jetzt so auf dem Weg vor seinem Haus stand, mit dem Gegenstand in der Hand, dessentwegen sie gekommen war, und in sein halb im Schatten der Tür verborgenes gut aussehendes Gesicht blickte, merkte sie, wie schwer es ihr fiel, in seiner Gegenwart überhaupt irgendetwas zu denken.

Und das machte ihr am meisten Angst.